

Feierabend

„In der Ermüdung“, schrieb Friedrich Nietzsche, „werden wir auch von längst überwundenen Begriffen angefallen.“ Feierabend scheint solch ein Begriff zu sein, Projektion eher als Wirklichkeit, eine mit nostalgischen Gefühlen angeereicherte Vorstellung. Eine kleinbürgerliche – oder sagen wir es gleich mit dem bösen Wort Alexander Mitscherlichs, eine schrumpfbürgerliche Vorstellung: tatsächliche Enge wird darin zur Gemütlichkeit stilisiert, wird in Behaglichkeit übersetzt.

Lassen Sie mich drei konkretisierende Beispiele für diese Vorstellung geben. Das erste: In mancher Wohnung findet sich heute noch ein Bild, das aus dem Anfang unseres Jahrhunderts stammt und den Titel „Feierabend“ trägt. Gelbe Stoppelfelder liegen im abendlichen Sonnenglanz; hie und da sind Erntegarben aufgestellt, im Vordergrund aber sitzt eine Bauernfamilie unter einem Baum und – das feierliche Vokabular drängt sich auf – labt sich an einem Trunk. Daß der Maler sich an der Wirklichkeit orientiert hat, darf bezweifelt werden – schon deshalb, weil Bauern nach einem Erntetag mit dem letzten Garbenwagen nach Hause eilten. Aber erfunden hat er das Bild nicht; es entsprach einer gängigen Vorstellung, wie sie schon vor über hundert Jahren in einem Biedermeiergedicht zum Ausdruck kam:

Den Baum umgibt ein holder Kreis:
Der Landmann will mit Frau und Kindern
Den Durst am Erntekrüge lindern;
Die Lippen aller glühen heiß . . .

Erfüllte Gemeinsamkeit und beschauliche Zufriedenheit nach getaner Arbeit:
Feierabend.

Beispiel zwei: In der Volkskunde gibt es die Sparte der Volkskunsthochschule, in der es um bemalte Bauernschränke und geschnitzte Eckbalken, um Hinterglaspbilder und Töpferware geht, um bildhafte Gestaltungen also des einfachen Volkes. Da man aber nicht recht definieren konnte, was und wer eigentlich „Volk“ sei, und da man zudem versuchte, die Sparten nicht nur nach den verwendeten Materialien, sondern auch nach den besonderen Bedingungen der Produktion zu unterscheiden, kam es neben anderen Begriffsbildungen auch zum Begriff Feierabendkunst. Die damit gemeinte Sache hat, dies soll gleich angemerkt werden, durchaus ihre wirtschaftliche und rechtliche Seite: es handelte sich um die Erzeugnisse einer beispielsweise den Handwerksgesellen einge-

räumten Nebenbeschäftigung, mit der sie ihren Verdienst aufbessern konnten. Aber der Begriff zielt doch darüber hinaus. Feierabendkunst: das ist eine freiwillige schöpferische Tätigkeit, eingebettet in die Überlieferung, aber der individuellen Gestaltung zugänglich. Feierabend meint hier also den täglichen Freiraum für das Schöne und in vielen Fällen Zwecklose, meint ein ästhetisches Reservat im alltäglichen Getriebe.

Das dritte Beispiel: Einer der beliebtesten Unterhalter des deutschen Fernsehens, Hans-Joachim Kulenkampff, geriet auf der Suche nach neuen Präsentationsformen seiner Show-Abende an die Konstruktion „Feierabend“. Prominente posierten am offenen Kaminfeuer, unterhielten sich und beteiligten sich an mehr oder weniger lustigen Spielen. Der Anklang von Feuerabend an Feierabend war natürlich gewollt, und das Wortspiel war nicht einmal als lauwarmer Erfindung der Fernsehmacher zu klassifizieren: in manchen Dialekten, zumal im Niederdeutschen, wurden die beiden Wörter ohnehin vermischt, und schon die Brüder Grimm berichteten in ihrem Wörterbuch von dem Recht der Zimmerleute, „den Feierabend mitzunehmen“, nämlich vom Holz der Bauherrn ein Stück wegzutragen für das abendliche Feuer. Dies war eine wirtschaftliche Regelung – vermutlich eine handfeste Kalkulation nach der biblischen Maxime, daß man dem Ochsen, der da drischt, das Maul nicht verbinden soll. Kulenkampff dagegen bewegt sich natürlich jenseits solcher Banalitäten: Feuerabend ist ein feierlicher Feierabend – Feierabend als Ort des Gesprächs, als Form gehobener, unproblematisch-freundlicher, spielerischer Geselligkeit.

Selbst hier, im modernen Medium des Fernsehens, wird Vergangenheit beschworen: so also war das früher, Gemütlichkeit am Kamin oder am offenen Herdfeuer, ein Leben ohne Hektik, Abende mit Zeit, ohne Sekundenzeiger, ohne das Überlappen der Alltagsmonotonie in die Freizeit hinein, ohne die Zwangsrhythmisierung durch Tagesschau und Wetterbericht.

War es wirklich so?

Gelegentlich wird von Freizeitforschern darauf hingewiesen, daß man sich mit den modernen Beschränkungen der Arbeitszeit so ungefähr wieder der mittelalterlichen Verteilung des Zeitbudgets auf Arbeit und Freizeit näherte. Tatsächlich gab es im Mittelalter eine sehr viel größere Zahl von kirchlichen Feiertagen als heute, und wenn man sich auch vor Augen halten muß, daß ein Teil der bäuerlichen Tätigkeiten damals wie heute auch an Festtagen nicht verschoben werden konnte – die Feiertage wurden doch verhältnismäßig strikt eingehalten, wobei durchaus schon eine Rolle spielte, was man später als die Wahrung des sozialen Besitzstandes bezeichnete. Das Mittelalter in diesem Sinne reichte in manchen Gegenden bis ins 19. Jahrhundert hinein: Noch im Jahr 1853 beklagte sich beispielsweise ein preußischer Beamter darüber, daß es in den Dörfern der Eifel nicht weniger als 204 „nichtgebotene“ religiöse Feiertage gebe, Feiertage also, die auf dem offiziellen staatlichen Kalender nicht auftauchten, die aber gleichwohl zumindest in der Form eingehalten wurden, daß der Vormittag für den Kirchgang frei blieb und weder für die Arbeit noch für die Schule zur Verfügung stand. Die Existenz solcher Feiertage trug aber mit dazu bei, daß an den übrigen Tagen, ja sogar oft an diesen Tagen selbst von einem

Feierabend eigentlich nicht die Rede sein konnte. Was im landwirtschaftlichen Umkreis ohnehin galt: die Arbeit vom Morgen bis in die Nacht, das wurde vielfach auch auf die handwerklichen Beschäftigungen übertragen. Feierabend konnte oft bestenfalls die winterliche Ausnahme sein, nicht die ganzjährige und alltägliche Regel.

Nun mag man einwenden, daß die Gedanken ja nicht gleich Jahrhunderte überfliegen, wenn es um Vorstellungen von der guten alten Zeit geht, daß sich diese Vorstellungen vielmehr eher an die Generation unserer Großeltern oder Urgroßeltern heften. Aber auch in dieser jüngeren Vergangenheit lassen sich, wird sie nüchtern betrachtet, die Wunschträume nach rückwärts nicht ohne weiteres einlösen.

Vor allem muß darauf hingewiesen werden, daß die Industrialisierung den herkömmlichen Rhythmus veränderte und brutal die Schutzzonen beseitigte, in denen sich tatsächlich Feierabend hätte entfalten können. Um die Mitte des letzten Jahrhunderts mußten regierungsamtliche Stellen in verschiedenen Regionen darauf drängen, daß die Arbeitszeit wenigstens nach „der gewöhnlichen Uhr“ festgelegt wurde – es gab nämlich Fabriken, in denen die Fabrikuhr das ganze Jahr über bei Tagesanbruch auf $\frac{1}{4}$, 6 gestellt wurde – dies war zunächst durchaus eine Art Anpassung an den natürlichen Tagesrhythmus von einst; die Arbeit mußte aber dann ohne Rücksicht auf die Jahres- und damit auf Tag- oder Nachtzeit fortgesetzt werden, bis die Fabrikuhr (nach knapp 16 Stunden!) $\frac{1}{4}$ nach 9 zeigte. Daß sich danach nichts mehr regte, das die Bezeichnung Feierabend verdiente, ja daß alles vermieden wurde, das den dringend nötigen Schlaf hätte beeinträchtigen können, daß zum Beispiel meist auch nicht mehr gekocht wurde am Abend – das bedarf keiner umständlichen Erklärung. Abgesehen von dieser zeitlichen Beanspruchung standen aber auch die räumlichen und sonstigen Verhältnisse bei der großen Mehrheit der arbeitenden Bevölkerung einem geruhsamen Feierabend entgegen. Die Bilder mit durcheinander kugelnden Kindern und mit aufgehängter Wäsche in dem einen Wohnküchenschlafzimmer tragen denn auch sehr viel banalere Unterschriften, und höchstens ein zynischer Karikaturist hätte sie mit dem Titel Feierabend versehen können.

Die distanzierend-beruhigende Feststellung, all das sei aber ja doch gottlob weit weg und überwunden, trifft zu und trifft nicht zu. Sie trifft nicht zu, insofern noch kein Menschenalter zurückliegt, was uns wie exotische Elendsromantik erscheinen mag: Heinrich Zille war kein Mann des 19. Jahrhunderts, und er erdichtete seine Motive nicht, sondern schilderte sie fotografisch exakt. Und wie sehr die alten Verhältnisse in die Gegenwart hineinreichen, läßt sich an der Bedeutungsgeschichte des Wortes Feierabend andeuten: es bezeichnete ursprünglich den Vorabend eines Festes, wie den Heiligen Abend etwa, und es schrumpfte dann auf den einen Punkt zusammen, in dem die Arbeit zu Ende war. Dies aber ist, jenseits aller besinnlichen Fantasien, auch heute noch der zentrale Gehalt des Wortes Feierabend. „Feierabend“ sagte die Polizei früher in den Gaststätten an – es war die Polizeistunde. „Feierabend“ tönt es dröhnend aus dem Mund des Pedellen, wenn die Studenten bei abendlichen Diskussionen den Hörsaal nicht rechtzeitig räumen. Und „Feierabend“ ist zunächst einfach einmal der Schluß der Arbeit und nicht das, was – vielleicht – danach

kommt. „Den Feierabend muß man am Morgen suchen“, war eine gängige Redensart: wer morgens zeitig begann, der konnte früher mit der Arbeit aufhören; Feierabend als Arbeitsschluß auch hier. Und wenn die Tiroler Volksheilige Notburga als Feierabendheilige verehrt wurde und wird, dann nicht als Patronin schöner Freizeitgestaltung, sondern als die einstige Bauernmagd, die beim Abendläuten ihre Sichel in die Luft warf, wo diese stehen blieb als unabweisliches Symbol für den Arbeitsschluß. Die vollere Bedeutung von Feierabend – nicht für einen Zeitpunkt, sondern für einen erfüllten Zeitraum – hat sich also keineswegs vollständig durchgesetzt.

Auf der anderen Seite kann kaum ein Zweifel bestehen, daß die objektiven Voraussetzungen – wenigstens so weit sie meßbar sind – offenkundig günstiger geworden sind für den Feierabend. Arbeitszeiten, die noch vor einem halben Jahrhundert nur als vereinzelt großbürgerliches Privileg anzutreffen waren, sind heute zur Regel geworden, und Ausnahmen betreffen, jene ehemals privilegierte Schicht von Leuten in selbständiger oder leitender Position, die sich einen frühen Arbeitsschluß nicht leisten können oder nicht leisten zu können glauben. Im ganzen aber gibt das Zeitbudget nicht nur größere Freiräume her wie das länger gewordene Wochenende, sondern auch so viel tägliche Freizeit, daß die quantitativen Voraussetzungen für Feierabend gegeben wären. Trotzdem: es ist kein Zufall, daß zwar viel von Freizeit, aber nur wenig von Feierabend die Rede ist, daß dieses Wort vielmehr die Qualität des halb Altmodischen, halb Erstrebenswerten, jedenfalls aber nicht die des real Vorhandenen und Greifbaren hat. Woran liegt es, daß Feierabend nicht gelingen will?

Man kommt hier gewiß nicht aus ohne ein ganzes Bündel von Antworten. Zunächst ist eine schematische Aufteilung des Stundenbudgets in der Richtung zu korrigieren, daß ja keineswegs die ganze arbeitsfreie Zeit verfügbare Freizeit ist. Die Anforderungen und Belastungen der täglichen Arbeit reichen weit in die scheinbare Freizeit hinein, angefangen von zeitraubenden und nervenaufreibenden Fahrten zwischen Arbeitsplatz und Wohnung bis hin zur Notwendigkeit der „Entmüdung“, die gerade auch bei physisch scheinbar leichten, tatsächlich aber volle Konzentration beanspruchenden Arbeiten besonders groß geworden ist. Für Schichtarbeiter (und noch immer gibt es viele!) gilt, daß sich ihr Tagesrhythmus quer legt zum sonstigen Betrieb, für sie gibt es praktisch kein wirkliches Freizeitangebot an den Werktagen; aber auch die anderen sind rein kräftemäßig oft nur bedingt in der Lage, dieses Angebot zu nutzen. Das äußere Zeichen dafür sind die früh verlöschenden Lichter. Fast nur besonders attraktive Fernsehsendungen wie die nächtliche Übertragung nationaler Fußballwettkämpfe vermögen diesen Rhythmus zu durchbrechen – und dies sicher auf Kosten des Befindens derjenigen, die am anderen Morgen wieder in aller Frühe zur Arbeit eilen müssen.

Auf diese zwangsläufige Einschränkung der wirklich verfügbaren Zeit ist oft hingewiesen worden. Ebenso wichtig aber ist der Hinweis darauf, daß auch die verbleibende abendliche Freizeit vielfach in einer Weise programmiert ist, die das friedlich-geruhsame Etikett Feierabend nicht zuläßt. In Beschreibungen – wissenschaftlichen wie essayistischen – ist immer wieder die Monotonie der Abläufe unterstrichen worden, der Wiederholungszwang, der in den alltäg-

lichen Verrichtungen liegt, der aber auch von den Medien genutzt wird, die – nicht nur in Serienfilmen – immer wieder das Gleiche in anderer Verpackung servieren.

Ein demoskopisches Institut machte vor einigen Jahren eine Umfrage, bei der den Befragten das Bild eines Ehepaares gezeigt wurde, das vor dem Fernsehschirm sitzt, auf dem irgendein nicht genau erkennbarer Film abläuft. Die interviewten Personen sollten sagen, was nach ihrer Auffassung jene Frau und jener Mann denken könnten; dabei waren verschiedene Antwortmöglichkeiten vorgegeben. Die Hälfte dieser Antwortmöglichkeiten war positiv, die andere negativ formuliert: „Das ist wirklich interessant!“/„Wieder ein Abend totgeschlagen“; „Die beste Art, sich zu entspannen!“/„Ich sollte wirklich etwas anderes tun“ – und so fort. Im Ergebnis hielten sich positive und negative Antworten ziemlich exakt die Waage. Man könnte daraus folgern, daß ungefähr die Hälfte der erwachsenen bundesrepublikanischen Bevölkerung das Fernsehprogramm im allgemeinen für gut, die andere für dürrtig halte. Aber mir scheint, das Ergebnis läßt auch eine andere Interpretation zu. Wahrscheinlich ist nämlich die Differenz zwischen „interessant“ und „wieder ein Abend totgeschlagen“ gar nicht so groß. Das eigentlich Aufregende liegt ja doch gerade darin, daß die Abende dem Fernsehen oft fast vollständig und unesehen überantwortet werden. Man ist dabei, ohne dabei zu sein; man tut etwas, ohne etwas zu tun. Das „Nebeneinander von Betätigungsdrang und Betätigungshemmung“ hat Otto Fenichel einmal als Definition für Langeweile gegeben – und in gewisser Weise ist der Fernsehkonsum oft der unmittelbarste Ausdruck von Langeweile und gleichzeitig ihre oberflächliche Therapie.

Ich verzichte darauf, hier auch noch andere Stichwörter wie etwa die vielzitierte Konsumhaltung zu exemplifizieren – Sachverhalt und Problem liegen auf der Hand. Es scheint mir wichtiger diesen kulturkritischen Ansatz zu relativieren. Es könnte ja doch sein, daß wir mit falschen Erwartungen an diese Erscheinungen herantreten – oder, von der anderen Seite gesehen, daß die kritisierten Verhaltensweisen nicht nur erklärlich und entschuldbar, sondern auch keineswegs sinnlos sind. In der Urlaubsforschung hat man einige Zeit gebraucht, bis man entdeckte, daß die Besichtigung von Kathedralen und ähnliche Bildungsaktivitäten wohl doch nicht die einzige Urlaubsform sind, die Anerkennung verdient; und auch die übrige Freizeitforschung hat vielleicht allzu starr nach „sinnvollen“, nach erfüllten und erfüllenden Freizeittätigkeiten Ausschau gehalten. Die „kleinbürgerlichen Saturnalien“ vor dem Fernsehschirm, in den Augen verbissener Moralisten „Meilensteine auf dem Weg zum Herzinfarkt“, sind in Wirklichkeit Alltagsselbstverständlichkeiten, deren Funktion nicht zuletzt in ihrer Selbstverständlichkeit, ihrer Nichtproblematik, ihrer Wiederholbarkeit und Wiederholung liegt. Zumindest im begrenzten Feld des Feierabends scheint es den Menschen nicht primär um den hohen „Freizeitwert“ irgendeines Angebots zu gehen, sondern um ein Stück alltäglicher Daseinssicherheit, um eine Gemeinsamkeit im kleinen Kreise, die keinen großen Belastungen ausgesetzt werden soll – oft nicht einmal denen eines Gesprächs. Soweit das Phänomen Feierabend überhaupt in der Vergangenheit greifbar wird, ist es auch diese banale alltägliche Gemeinsamkeit, die sich ausdrückt

im Vorherrschen von Ritualen, die den Außenstehenden eintönig erscheinen müssen, die aber den Beteiligten das Gefühl des Beständigen vermitteln.

Dabei war und ist es keineswegs nötig, Feierabend nur in der häuslichen Szenerie anzusiedeln. Hans Gebhardt schildert in seinem Roman „Der Skatweltmeister“, wie sich im Ruhrgebiet nach Arbeitsschluß zunächst einmal die Kneipen füllen: „Noch gibt es Tausende dieser Kneipen, eine nicht zu schätzende Zahl, Kneipen in einer diffusen Gesellschaftsordnung, Kneipen, die Sicherheit geben, die Reservate sind, in die sie heimkehren nach Büroschluß und Schichtende, als müßten sie erst eine Schleuse passieren, bevor sie wieder willens und fähig sind, die Stunden des Fernsehens zu erleben.“ Um eine „kulturvolle“ Freizeittätigkeit, wie sie von manchen Freizeithetheoretikern gefordert wird, handelt es sich hier sicher nicht, aber um ein Stück Feierabend, und – der Autor läßt mit seiner Charakterisierung keinen Zweifel daran – um ein sinnvolles Stück dazu.

Wer von Feierabend redet, tut gut daran, Protest anzumelden gegen jene Fanatiker des „Aufarbeitens“ und des „Gesprächs“, die Kommunikation nur dort am Werke sehen, wo tiefgründige Argumente ausgetauscht werden, und die in elitärem Dünkel die Borniertheit jenes Alltags denunzieren, den sie nie erfahren haben und dessen Stützen sie nicht benötigen oder nicht zu benötigen glauben. Auf der anderen Seite wäre es freilich weder korrekt noch fair, Feierabend in solchen Ritualen erschöpft zu sehen und sich gewissermaßen ganz auf den Sinn des Sinnlosen zurückzuziehen. Jene Bilder vom Feierabend, von denen eingangs die Rede war, überstiegen ja doch dieses Nur-Rituelle, und sie deuten – wie „kitschig“ und schief auch immer – Wünsche und Bedürfnisse an, deren Verwirklichung man vom Feierabend und am Feierabend erwartet. Es mag nützlich sein, jene Bilder noch einmal hervorzuholen und an ihnen Grenzen und Möglichkeiten des Feierabends zu zeigen.

Zieht man vom „Feierabend“ mancherlei Prestigesymbole ab, so bleibt der Versuch, familiäre Geselligkeit zwischen relativ Fremden zu begründen, den Rahmen für das verbindlich Unverbindliche also weiter zu ziehen als nur bis zu den Grenzen der Familie. Die Gleichsetzung von Feierabend und Familienkreis scheint ein Irrtum, scheint zumindest eine Verkürzung zu sein; der Kult der Privatheit, der einerseits den Feierabend zu begründen scheint, gefährdet ihn zugleich in seiner Substanz. Dabei braucht man sich nicht einmal auf realistisch-böse Charakteristiken der Familie – Musils Wort etwa von der „Stammburg aller Geistlosigkeit, welche unser öffentliches Leben durchsetzt“ – zurückzuziehen; es genügt der Hinweis, daß der Familienkreis die Kommunikationsmöglichkeiten einschränkt, daß er die Menschen allzusehr auf das Ritual des Immer-gleichen festlegt. Von hier aus ist es verständlich, daß Leute ihren wöchentlichen Vereinsabend bewußter und nachdrücklicher als Feierabend empfinden als das undramatische Zuhause sein. Von hier aus fällt freilich auch ein bedenkliches Licht auf die Rolle der Frau, die ohnehin kaum in der Lage ist, ihre häuslichen Arbeitsverpflichtungen aus dem Feierabend herauszuhalten, und die zudem traditionellerweise nicht in gleichem Umfang Zugang zu außerhäuslichen Aktivitäten hat wie der Mann.

Mit dem Stichwort Aktivität ist schon ein zweites Merkmal angesprochen,

wie es in jenem Begriff der Feierabendkunst zum Ausdruck kam. Feierabend: das kann oder könnte die Chance schöpferischer Tätigkeit sein. Dabei ist wiederum darauf zu achten, daß mit einer solchen Erwartung kein zu großer, aber auch kein zu kleiner Anspruch verknüpft wird. Es gibt eine inzwischen schon etwas ranzig gewordene Methode, die vielfältigen Hobbies, die ja meist typische Feierabendbeschäftigungen sind, in ein komisches oder doch schiefes Licht zu setzen: man verkuppelt die Schlagwörter *kreativ* und *emanzipativ*, aber nicht mit der Absicht, das Befreiende jeder auch nur in Ansätzen schöpferische Tätigkeit herauszustellen, sondern mit dem Ziel, die vielen banaleren Freizeitaktivitäten vom Schrebergarten bis zur Brieftaubenzucht als Verrat an der Sache der Befreiung hinzustellen; oder man glaubt etwas mit dem Etikett *kompensativ* endgültig negativ abzustempeln, während ja doch das Kompensative dem sonst Üblichen und Verlangten auf jeden Fall zuwiderläuft und so durchaus die Möglichkeit des Protestes in sich birgt.

Mit solcher Gegenkritik sollen nicht ganz unterschiedliche Feierabendaktivitäten auf eine Ebene gebügelt werden. Wo ein Hobby zur monomanen Orientierung wird, da wird das Motiv der Liebhaberei verschluckt, verschwindet das Spielerische aus der Betätigung, wird aus dem Feierabend ein zweites Feld verbissener Arbeit. Feierabendaktivitäten finden ihren Maßstab an der spielerischen Freiheit, die sie gewähren, aber auch an ihrer sozialen Reichweite. Die nur-individuelle Tätigkeit, die sich weder teilen noch mitteilen läßt, versperrt sich gegen jene Atmosphäre des Gemeinsamen, die zum Feierabend gehört. Einer allein am Wirtshaustisch Abend für Abend, einer allein im Hobbykeller Tag für Tag – in beiden Fällen greift der Begriff Feierabend nicht.

Im dritten der zu Beginn nachgezeichneten Bilder war nicht nur solche Gemeinsamkeit sichtbar gemacht – dieses Bild der rastenden Bauersfamilie bekam seinen eigentümlichen Akzent durch den unmittelbaren Zusammenhang von Arbeit und Arbeitsruhe. Tatsächlich transportiert der Begriff Feierabend etwas von diesem längst historisch gewordenen, selbst in ländlichen Verhältnissen kaum mehr faßbaren Zusammenhang. Er ist zerbrochen in der fortgeschrittenen industriellen Arbeitsteilung, am augenfälligsten durch die räumliche Trennung von Arbeitsstätte und Wohnplatz. Es wäre gewiß eine schlechte Utopie, wollte man von einer völligen Überwindung der Arbeitsteilung ausgehen, um so zu einem idealen Entwurf des Feierabends zu gelangen. Aber es gibt immerhin deutliche Tendenzen, Arbeitsprozesse wieder ganzheitlicher und durchschaubarer zu machen; das Dogma der strikten und weiten Trennung von Industriezonen und Wohngebieten hat viel von seinem Glanz verloren; und die Freizeitbeschäftigungen werden nicht mehr mit dem gleichen Nachdruck von der Arbeitsexistenz abgeschnitten wie noch vor einigen Jahren. Das heißt nicht, daß nun auch noch die Freizeit der Firma überantwortet würde im Stil der Betriebssportvereine und im Geist der „Betriebsfamilie“; es heißt umgekehrt, daß der Zusammenhalt der täglich miteinander Arbeitenden auch in die Freizeit hinüberreicht, in einen Feierabend, in dem dann auch politische Aktivitäten keinen Bruch darstellen.

Die Wiederherstellung einer ausgewogenen Beziehung zwischen der Arbeit und einer Freizeit, die nicht nur Flucht vor der Arbeit ist, scheint mir das zen-

trale Problem der Freizeit überhaupt zu sein. Im Problem Feierabend aber findet es seinen unmittelbaren Ausdruck. Der nichtgelungene Feierabend führt zu einer nervösen Aufwertung des Wochenendes. Die nichtgelungenen Wochenenden lassen auf den Urlaub hoffen als die Überfreizeit, als kontinuierlichen Feierabend gewissermaßen. Aber auch der Tourist der Urlauber findet diese Feierabendstimmung meist nicht; er bleibt auf der Flucht: Fanz Xaver Kroetz hat dies in seinem Fernsehspiel „Herzliche Grüße aus Grado“ deutlich gemacht, und die medizinischen und psychologischen Urlaubsforscher haben längst die Forderung erhoben, den Urlaub grundsätzlich auf vier Wochen zu verlängern, weil erst nach etwa vierzehn Tagen das Abschalten klappe und die Erholung beginne. Aber es fragt sich, ob das Problem mit solchem Übertrumpfen, mit dem Hochreizen über das Wochenende zu ein, zwei, drei, vier Wochen Urlaub zu lösen ist. Wenn es gelänge, zu wirklichen Formen des Feierabends zu kommen, dann wäre Urlaub einerseits unnötig, andererseits erst wirklich möglich als eine Zeit gesteigerter Spannung und Entspannung. Insofern ist das Thema Feierabend, das zunächst eher harmlos am Rande zu stehen scheint, für die Problematik der Freizeit zentral.